

Bremer Literaturpreis 2023

Preisverleihung am 23. Januar 2023, im Bremer Rathaus

Thomas Stangl: »Quecksilberlicht«

Dankesrede von **Thomas Stangl**

What am I doing here, hat sich ein bekannter Reisender gefragt. Was mache ich da eigentlich, frage ich mich immer wieder, wenn ich am Schreibtisch sitze und Wörter wie Lebewesen und (wenngleich imaginäre oder tote) Lebewesen wie Wörter arrangiere und miteinander spielen lasse. Und dann beglückt bin, wenn sie selbstständig werden, Flügel bekommen, mich in unbekannte Gegenden führen.

Und was mache ich dann dort, ich weiß nicht, ob Sie mir folgen wollen, mir scheint, als könnte ich mich von dieser Sprachwelt außerhalb von mir, in irgendeiner freundlichen Fremde, gar nicht trennen und ginge eher selbst aus ihr hervor, als dass sie aus mir (oder aus irgendeiner fremden Quelle in mir) hervorginge.

Als wäre alles, was ich denke und tue, nur von anderswo her zu verstehen, und ich müsste immerzu zwischen zwei Welten balancieren. Es gibt Reflexe, Resonanzen, aber da ist ein Abstand, es ist nicht das Gleiche wie hier, wo wir als mehr oder weniger wirkliche Menschen leben und unsere Sprache wie irgendein Werkzeug, schlimmstenfalls ein Mordwerkzeug, benutzen, einander begehren und gebären und begraben, einander bombardieren, massakrieren und mit aller Kunst, als hätten wir es aus Büchern gelernt, demütigen. Ist das hier die Wirklichkeit? Für die es, je nach Ideologie, Herkunft und Blase, Sprachregelungen gibt, mit deren Hilfe das Richtige und das Falsche zu unterscheiden sind? Wann – an welchem Punkt des Glücks oder des Entsetzens – werden diese Sprachregelungen komisch, brüchig, wann werden sie wertlos?

Der Preis, für den ich danke, gilt einem Buch, das von der Frage „Was mache ich da eigentlich“ durchtränkt ist, und den Versuch einer Balance zwischen zwei Welten (mit den Möglichkeiten des Absturzes) auf allen Ebenen durchspielen will. Was geschieht, wenn wir die Welt in unserem Blick stillstellen, wie beginnen wir uns zu bewegen, in dem täuschend dichten und beinahe mit der Realität zu verwechselnden Möglichkeitsraum, jener freundlichen oder weniger freundlichen Fremde? In dieser Verwechslung kann plötzlich das präsenter scheinen, was sich allem Nutzen entzieht, all dem, was man für wichtig, für sein Leben, seine Identität, seine Sprache und Macht hält.

Es ist nichts, fast nichts. Aber wer weiß.

Dieser Raum, dieser Traum, dieses Fastnichts kann zu dem Moment werden, von dem alles abhängt.

Der große französische Dokumentarfilmer Raymond Depardon hat einmal während dessen Amtszeit als Präsident Nelson Mandela besucht. Er stellte ihm keine Frage, sprach nicht mit ihm, sondern umkreiste ihn einfach langsam mit der Kamera. Ich habe lange gebraucht, um zu begreifen, dass er das nicht aus Heldenverehrung tat, nicht, als wäre der Mann ein Monument, sondern im Gegenteil, um dem angeblich Wichtigen, dem Gerede des Politischen den Platz des Schweigens, des genauen Blicks, einen anderen Rhythmus entgegenzusetzen. Seine Verehrung, nein, seine Sympathie gilt dem Nicht-Helden, jemandem, der sich nie unterworfen hat, aber erkannt, dass es unsinnig ist und unmöglich, ein Held zu sein, weil es um eine Region unterhalb, abseits oder jenseits der großen Wörter geht, um eine Gemessenheit und Zärtlichkeit des Blicks, denen kein selbstgerechtes Pathos standhält. Auf dieser Ebene ist kein Sieg, aber auch keine Niederlage vollständig.

Mandela hat bekanntlich Jahrzehnte im Gefängnis verbracht; dort, in diesem paradoxen Erkenntnis- und Lebensraum, in den ihm von einem verbrecherischen Regime gestohlenen Jahrzehnten habe er, so schreibt Achille Mbembe, dank der Einsamkeit und Langeweile den Blick auf „das Wesentliche“ gefunden, „das im Schweigen und im Detail liegt“. „Nun sprach alles auf neue Weise zu ihm: die Ameise, die irgendwohin läuft; das vergrabene Samenkorn, das stirbt, sich aber plötzlich erhebt und die Illusion eines Gartens inmitten des Betons schafft, inmitten der Öde der Wachtürme und schweren Metalltüren...“ (313)

Es ist fast nichts, Nicht-Politik oder die Rückseite des Politischen und des Staats-Terrors, das Unbedeutende mit seiner nagenden Präsenz, die Materialität jedes einzelnen Tages, Stunde für Stunde, Sekunde für Sekunde, die Materialität des winzigen zur Verfügung stehenden Raums, der sich verzweigt und dehnt. Ich bin Präsident meines Landes,

ich bin ein Gefangener, der jeden Tag von Folter oder Tod bedroht ist – und lebe, auch wenn ich fast nicht lebe, die Zeit dehnt sich mit dem Raum, und jeder Moment ist endlos.

Hier im Gefängnishof ist ein Garten. Ich bin diese Ameise. Depardons Kamera schaut Mandela so an, wie Mandela die Ameise anschaut, ehrt ihn, so wie er die Ameise ehrt.

Was heißt hier *ich*. Ich sitze bloß am Schreibtisch. In der Literatur, dieser fremden, wunderbaren, komischen, auf ihre Art auch gefährlichen Gegend sind die Gegensätze auszuhalten: Dass der Herr der Welt (ein chinesischer Kaiser oder sonstwer) zugleich ein trauriges dickes Kind ist und der sensible junge Dichter in einem abgelegenen Pfarrhaus zugleich in der Traumwelt seiner in winziger Schrift in ein Heft gekritzelt Erzählungen ein Feldherr und Massenmörder, während ein einsames junges Mädchen in den gleichen Heften im selben Pfarrhaus oder Nelson Mandela auf seiner Gefängnisinsel im Lauf einer Ameise endlose Weiten erkundet. Mandela vergisst nicht, wo er ist, er weiß, was richtig und falsch ist, er nimmt nichts von seinen Überzeugungen zurück, hört nicht auf zu kämpfen, aber zugleich ist da dieser Garten, diese Ameise, eine andere Zeit, ein anderer Blick, eine andere Sprache. Ich glaube, dass sonst der Kampf aufhören würde, gerecht zu sein. Es gäbe nur noch das Gefängnis und seine geregelte Sprache.

Es gibt eine Szene aus Claude Lanzmanns *Shoah*, die mir seit Jahrzehnten nicht aus dem Kopf geht und mir, über alles geschichtliche Entsetzen hinaus, an einen Kern von Erfahrung zu rühren scheint, den man vielleicht gar nicht zu definieren versuchen sollte; eine äußerste Form von Erfahrung. Simcha Rotem, ein Widerstandskämpfer im Warschauer Ghetto, erzählt vor Lanzmanns Kamera, wie er nach der Niederschlagung des Aufstandes aus seinem Versteck in der Kanalisation hervorkommt und durchs zerstörte und menschenleere Ghetto geht, eine Trümmerlandschaft, über der ein Geruch von verbranntem Fleisch liegt. *Ich erinnere mich*, sagt Rotem, *an einen Moment, in dem ich so etwas wie Ruhe empfand, Heiterkeit, als ich mir sagte, „Ich bin der letzte Jude, ich warte auf den Morgen, ich warte auf die Deutschen.“*

Alles scheint verloren, ein schlimmerer Ort ist kaum vorstellbar, er befindet sich am schlimmsten Zeitpunkt der Geschichte. Er schaut voraus auf die Vernichtung, zugleich, scheint mir, dehnt sich, wie auf Nelson Mandelas Insel, die Zeit, und er schaut aufs Ende des Krieges voraus, durch eine Form von Wahrnehmung, die sich jeder Gewalt widersetzt und entzieht. Im Licht dieser Ruhe und Heiterkeit ist für einen Moment vollkommener Verletzlichkeit und traumhafter Ruhe der Krieg zu Ende, die Nazis sind besiegt, aus der Zeit gelöscht, lächerlich gemacht mit ihrer Gewalt und ihren Lügen. Die Verfolger können ihm nichts

mehr anhaben. Ein Kippmoment von gesteigerter Wirklichkeit, in dem zugleich alles unwirklich und leicht wird.

Ich bin nicht der letzte Jude, ich warte nicht auf meine Mörder. Ich kann mir diese Erfahrung nicht aneignen, sie kaum nacherzählen, nicht mit ihr spielen, weil sie nicht von ihrem geschichtlichen Ort zu lösen ist, und doch glaube ich etwas davon zu verstehen und in einer dunklen Weise zu kennen. Als wäre das die Rückseite des Moments von Magie und Leichtigkeit, der für mich Kern des Schreibens ist: Diese Ruhe und Heiterkeit im Moment, in dem alles verloren ist, aber in größter, wie unauslöschlicher Deutlichkeit erscheint. Man kann die Augen aufschlagen und sich in einer völlig fremden Welt wiederfinden. Ich möchte den Widerschein dieser Grenzerfahrung in der Literatur, in den Büchern, die ich lese, und den Texten, die ich schreibe, erkennen.

Darf ich sagen, die Literatur ist das Glück, auch wenn sie vom Finstersten handelt?

Und dann: In der seltsamen Bequemlichkeit, aus der heraus wir den nicht unwahrscheinlichen, aber immer herausgezögerten Zusammenbruch unserer Zivilisation erwarten: Hilft nicht diese Idee einer Balance, des Abstands? Die Möglichkeit einer anderen Sprache?

Sich mit seiner Sprache (dieser fast lebendigen Sprache) in einer Zwischenwelt von Sätzen und Gegensätzen zu bewegen, in der keine Sicherheit zu finden ist, nur manchmal ein Leuchten, trotz all der Schrecken des Tötens und Demütigens. Und ein Widerhaken in jedem Schrecken, in jedem Glück, in jedem Sieg, auch noch dem Sieg im gerechtesten, unvermeidlichen Kampf. Vielleicht auch ein Moment der Lächerlichkeit.

Manchmal habe ich die sehr naive Vorstellung, eine Ameise oder eine aus dem Beton brechende Pflanze oder ein Satz wie der von Simcha Rotem (und plötzlich das Licht und die Trümmerlandschaft seiner Erzählung) könnte einen sogenannten Mächtigen derart aus dem Konzept bringen, dass er sich fragt: Was um Himmels willen tue ich hier. Das ist doch alles Blödsinn.

Manchmal habe ich die sehr naive Vorstellung, der eine oder andere der sogenannten Mächtigen könnte, zum Beispiel, während er einer Kamera gegenüber allein an seinem fünfzehn Meter langen Konferenztisch sitzt oder eine stundenlange Fernsehrede oder eine muntere *Key Note Speech* hält oder an seinem Richtertisch Demonstranten oder angebliche Präsidentenbeleidiger verurteilt oder einem synchron Beifall klatschenden Volkskongress präsidiert, für Sekunden dieses Fast-Nichts oder Nichts, dieses Kippen, die Leere des ersten Moments spüren und (als wäre er nicht der, der er ist) ahnen, wie lächerlich er ist, sein Bild auf den Monitoren,

sein Stolz, sein Machtapparat, sein Festhalten an seiner einen Sprache mit ihren Regeln und Grenzen, denn da ist diese andere Seite: diese Zerstörung, dieser Gestank, die andere Sprache, das wilde und unbegreifliche Leben einer Ameise, eines Grashalms oder einer Katze, jedes Wort ist unterhöhlt, fragil. Der gerade noch Mächtige würde aus dem Bild gehen, zum Fenster (wenn es in diesem Raum ein Fenster gäbe), er würde aus dem Fenster schauen und vergessen, warum er da ist. Er spürt einen unwiderstehlichen Drang zu kichern oder zu miauen. Was mache ich hier. Alles ist fremd.

Ich danke Lothar Müller ganz herzlich für seine Laudatio. Und ich danke der Jury, der Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung und der Stadt Bremen dafür, dass ich – wirklich – hier sein und mich über diesen wunderbaren Preis freuen darf.

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen
c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen
Fon (0421) 361-34560 · E-mail: sekretariat@stabi-hb.de